

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1925

5.7.1925

Illustrierte Beilage



Neues Mannheimer Volksblatt

Nr. 27

Sonntag, den 5. Juli

1925



Das Alexianerhospital in Chicago

Die Ambulanz kehrt von einer Rundfahrt durch die Weltstadt zurück. Oft unter großen Gefahren bergen die Brüder Tag für Tag, Nacht für Nacht die Opfer der Straße, Schwache, Kranke und Verwundete. Die Ordenstracht ist auf den Straßen in Amerika verboten (Zu unserem Artikel)

(Schluß)

Mischa überlegte. „Das eine sage ich dir, du hast mich in die Welt gejagt. Mit einer Flasche geht es fein nicht ab.“ — „Seid ohne Sorge! Von allem gibts nach Herzenslust.“ Mischa kam heraus und warf die Schaufel weg. „Nun, liebster Timofej,“ wandte er sich zu seinem alten Wärter, „wir wollen dem Hausherrn Ehre antun!“ — „Ich gehorche!“ antwortete der Alte.

Alle drei schlugen den Weg zum Hause an. Der Affairist kannte seine Pappenheimer. Zum Anfang nahm ihm freilich Mischa das Wort ab, da er den Bauern jegliche Vergünstigungen wolle zuteil werden lassen; eine Stunde später aber tanzten schon Mischa und Timofej Galopp durch die Zimmer, in denen man noch den Schatten des gottesfürchtigen Andrej Nikolajewitsch zu spüren vermeinte; noch eine Stunde und man hob den in bleiernen Schlaf versunkenen Mischa auf einen Bauernarren, legte Lammfellmütze und Dolch dazu und führte ihn in die nächste Stadt, 25 Wjörst weit. Dort lud man ihn an einem Zaune ab.

Wiederum hörte ich lange Zeit hindurch nichts von Mischa. Weiß Gott, wo er sich herumtrieb. Eines Tages nun sahe ich auf einer Station der Chaussee nach L. beim Samowar und warte auf die Pferde. Da höre ich plötzlich durch das weitgeöffnete Fenster des Wartezimmers, wie jemand mit heiserer Stimme auf französisch sagte: „Monsieur . . . monsieur . . . prenez pitié d'un gentilhomme ruiné“ . . . Unwillkürlich hob ich den Kopf und blickte ins Freie. Eine schäbige Lammfellmütze, zerbrochene Patronen auf zerfetzter Tschertekta, ein Dolch in zerschlossener Scheide, ein aufgebunsenes, immer noch rosiges Gesicht, Haare, zerzaust, aber noch nicht . . . Mein Gott, kein Zweifel — es war Mischa. Nun war er schon bei den Bettlern der Heerstraßen gelandet. Ich konnte einen Ausruf nicht unterdrücken. Da wurde er meiner gewahr, schrat zusammen und wandte sich rasch weg vom Fenster. Ich rief ihm zu, er solle halten . . . doch was konnte ich ihm sagen? — Ihm eine Moralpredigt halten?! Schweigend reichte ich ihm ein Fünfrubelbillet, das er ebenso schweigend in seine immer noch zarte und weiße, wenn auch schon zittrige und unreine Hand nahm, um alsbald zu verschwinden. — Gleich darauf fuhr mein Wagen vor und ich fand Zeit, mich wenig frohen Gedanken über dieses urplötzliche Wiedersehen mit Mischa hinzugeben; mir war in der Tat nicht wohl dabei, daß ich ihn so, ohne ein Wort der Teilnahme, hatte ziehen lassen. Mein Wagen fuhr auf der Landstraße dahin; schon war ich eine halbe Wjörst von der Station entfernt, da erblickte ich geradeaus einen Haufen Leute, die sich in sonderbarem Takte vorwärts bewegten. Ich holte sie ein und was sah ich? — Etwa 12 Bettler, den Brotsack über die Schulter, je zwei in der Reihe, mit Singen und Springen ihres Weges. Voraus tanzte und sprang Mischa, stampfte mit den Füßen Takt und sang in einem fort: „Straßenbrüder, freie Vögel, schluck, schluck, schluck; Straßenbrüder, freie Vögel, schluck, schluck, schluck!“ Als mein Wagen ihre Reihen passierte und er meiner ansichtig wurde, rief er sogleich: „Hurra! Stillgestanden, richt' euch! Landstraßengarde, links marschieret auf!“ Die Bettler stimmten in seinen Ruf ein und machten Halt; er selbst aber sprang mit seinem bekannten Gelächter auf mein Trittbrett und rief abermals: „Hurra!“ „Was soll das denn?“ fragte ich unangenehm überrascht. „Das? — das ist mein Kommando, meine Armee, sind alles Bettler, Gottesleute, Freunde — Brüder! Jeder von ihnen hat durch eure Güte einen hinter die Binde gegossen und nun sind wir eben vergnügt und froh! . . . Onkelchen! Wahrlich, nur mit Bettlern, Gottesleuten kann man auf Erden leben . . . Bei Gott!“ — Ich gab ihm keine Antwort . . . doch erschien er mir diesmal wirklich als so ein guter Kerl und sein Gesicht drückte eine geradezu kindliche Einfalt aus . . . Da kam es mir wie eine Erleuchtung und ein lichter Sonnenstrahl drang mir ins Herz. „Seh' dich zu mir in den Wagen“, sagte ich ihm. Er stuzte. „Wie? In den Wagen?“ — „Sehe dich nur,“ wiederholte ich, „ich muß dir einen Vorschlag machen. Sikel! Du fährst mit mir.“ — „Nun, wie du willst.“ — Er nahm Platz. „Ihr aber, liebe Freunde, verehrte Genossen: lebt wohl und auf

Wiedersehen!“ Mischa nahm die Lammfellmütze vom Kopfe und verbeugte sich tief. Die Bettler sperren Maul und Nase auf . . . Dem Kutscher befahl ich, die Pferde ordentlich anzutreiben und nun ging es dahin. Folgendes war mein Vorschlag an Mischa: Ich wollte einer Eingebung folgend ihn zu mir aufs Land nehmen, dreißig Wjörst von der Station — ihn retten oder wenigstens versuchen, ihn zu retten. „Höre, Mischa,“ sagte ich, „willst du nicht bei mir seßhaft werden? Ich gebe dir völlig freie Station; man wird dir Kleider und Wäsche nähen, austaffieren, wie es sich gehört, auch sollst du Geld für Tabak usw. bekommen unter einer einzigen Bedingung: Niemals wieder Schnaps zu trinken! . . . Bist du einverstanden?“ Mischa durchfuhr ein freudiger Schreck; er machte große Augen, wurde über und über rot und plötzlich fiel er mir um den Hals und küßte mich, indem er stammelte: „Onkelchen . . . Wohltäter. — Gott lohne euch's! . . . Zulezt fing er gar zu weinen an, nahm die alte Mütze ab und rieb sich mit ihr

Weißem Sonntag, wenn sie nach der heiligen Kommunion, gestriegelt und gebügelt, in ihren neuen Anzügen und frischgestärkten Halskragen zu den Eltern gehen, um mit ihnen den Friedensstuß zu wechseln. In der Tat war Mischa noch nicht ganz sicher; ungläubig betastete er sich und fragte öfters: „Was ist denn das? Bin ich im Himmel?“ — Am andern Tage aber erklärte er, daß er die ganze Nacht vor Entzücken nicht habe schlafen können! In meinem Hause lebte damals eine alte Tante mit ihrer Nichte; beide waren schier außer sich, als sie Mischas Ankunft erfuhren. Sie konnten es nicht fassen, daß ich ihn zu mir hatte laden können. Sein Ruhm war ja in der Tat nicht gerade groß. Aber erstens wußte ich, daß Mischa mit Damen immer äußerst höflich war; und zweitens rechnete ich auf sein Besserungsversprechen. Die ersten zwei Tage rechtfertigte Mischa nicht nur meine Erwartungen, sondern übertraf sie sogar; meine Damen aber waren ganz weg von ihm. Mit der Alten spielte er Piquet, half ihr Wolle wickeln, zeigte ihr zwei neue Arten Patience; die Nichte, die ein nettes Stimmchen hatte, begleitete er auf dem Klavier und las ihr russische und französische Verse vor. Beiden erzählte er heitere und anständige Anekdoten; mit einem Worte, er zeigte sich auf jede Art dienstfertig, sodaß beide mehrfach ihrem Erstaunen Ausdruck verliehen und die Alte erklärte, da zeige es sich wieder, wie ungerecht oft die Menschen seien. Was man ihm alles nachgesagt habe und er sei doch so ein ruhiger, netter Mensch, der arme Mischa.

Richtig, dem „armen Mischa“ lief beim Essen immer das Wasser im Mund zusammen, sobald er die Flasche erblickte. Aber ich durfte nur mit dem Finger drohen, dann hob er die Augen in die Höhe, drückte die Rechte aufs Herz und sagte: „Wahrlich, ich habe geschworen — ich bin ein anderer geworden.“ Gott gebe es, dachte ich.

Indessen seine Wiedergeburt dauerte nicht lange. Die ersten zwei Tage war er sehr gesprächig und lustig. Aber schon am dritten wurde er still und gab sich nur mehr mit den Damen ab. Ein trauriger, nachdenklicher Zug lag auf seinem Gesicht, das nun blaß und eingefallen aussah. „Bist du nicht wohl?“ fragte ich ihn. „Ja, mir tut der Kopf weh.“ Am vierten Tag ward er schon ganz stumm, sah meist in einer Ecke, ließ den Kopf hängen und erweckte durch sein klägliches Aussehen das Mitleid der beiden Damen, die nun ihrerseits sich mit ihm beschäftigten. Bei Tisch aß er nichts, schaute in den Teller und spielte mit Brotkrümelchen. Am fünften Tag wich das Gefühl des Mitleids bei den Damen einem anderen. Dem Mißtrauen, ja der Furcht. Mischa wurde scheu, hielt sich fern und ging wie ein Dieb an der Wand entlang, beim Anruf erschrocken aufschauend. Das rosige Gesicht war von erdiger Blässe bedeckt. „Bist du trank?“ — „Nein, ich bin gesund“, war die kurze Antwort. „Hast du Langeweile?“ — „Von was denn?“ Er konnte mir dabei nicht mehr in die Augen schauen. „Hast du wieder Kummer?“ Keine Antwort. So ging noch ein Tag dahin. Am folgenden stürzte meine Tante aufgeregt ins Zimmer, sie reise mit ihrer Nichte ab, wenn Mischa nicht aus dem Haus komme. „Ja, was ist denn los!“ — „Er ist uns zu unheimlich. Das ist ja kein Mensch mehr, das ist ein Wolf, läuft daher und redet kein Wort und schaut dabei so wild. . . . Es fehlte noch, daß er die Zähne zeigte. Du weißt ja, wie nervös Kathia ist — vom ersten Moment an zeigte sie für den Menschen Interesse — ich fürchte für sie, ja für mich. . . .“ Ich wußte nicht, was ich der Tante antworten sollte. Hinausjagen konnte ich Mischa doch nicht, nachdem ich selbst ihn eingeladen hatte. Mischa selbst half mir jedoch aus der schwierigen Situation. Am gleichen Tage — ich hatte mein Arbeitszimmer noch nicht verlassen, hörte ich plötzlich eine dumpfe, böse Stimme hinter mir. „Nikolaj Nikolajitsch, Nikolaj Nikolajitsch!“ (nicht mehr „Onkelchen“). — „Was ist dir?“ — „Laßt mich gehen, gleich!“ — „Was?“ — „Laßt mich los, oder ich richte ein Unheil an, zünde das Haus an oder mache jemanden hin.“ Mischa zitterte und bebte. — „Laßt mir meine alten Kleider geben und mich mit dem Fuhrwerk an die Chaussee bringen, und gebt mir eine Kleinigkeit Geld.“ — „Ja, bist du denn mit etwas nicht zufrieden?“ lenkte ich ein. „Ich kann einfach so

Die einsame Mutter

Es sitzt eine alte Mutter,
Die Hände im weissen Schoß,
Denkt einsam ihrer Kinder,
Die zog sie in Armut groß.
Die Älteste starb in Schande,
Verführt in schwüler Nacht;
Es schämt sich der Mutter die Zweite,
Der die Schönheit Reichtum gebracht.
Ein Sohn fuhr über die Meere,
Zu flieh'n seiner Heimat Not,
Nun ist er seit vielen Jahren
Verschollen, vielleicht schon tot.
Der Jüngste, der Mutter Liebling,
Zog aus in die wilde Schlacht,
Man hat der einsamen Mutter
Einen Gruß nur heimgebracht . . .
Es sitzt eine alte Mutter
Im Dämmergrau vor der Tür . . .
Sie schüttelt den schneeweißen Scheitel:
„Geboren . . . erzogen . . . wofür?“
S. A. Dürr

Augen, Nase und Mund. „Schau zu,“ bemerkte ich, „denke an die Bedingung: Nie wieder Schnaps!“ — „Berstucht sei er!“ rief Mischa, mit beiden Händen wehrend, wobei mich sein fürchterlicher, alles durchdringender Schnapsgeruch noch mehr umhüllte. „Ach, Onkelchen, wenn Ihr nur mein ganzes Leben wüßtet! Wenn nicht der Kummer und das graufame Gesicht — wahrlich — aber jetzt, ich schwöre es, ich schwöre es, ich will mich bessern, will zeigen, was ich kann. . . . Onkelchen, nie habe ich gelogen. . . . Ich bin ein ehrlicher, wenn auch unglücklicher Mensch; nie hat mich jemand lieb gehabt.“ Nun kam er ganz ins Plärren. Ich wollte ihn beruhigen, was mir auch gelang, insofern, als Mischa längst einen todähnlichen Schlaf schlief, als wir uns meinem Hause näherten. Seinen Kopf hat er auf meine Knie gelegt.

Mischa erhielt sofort ein besonderes Zimmer, wurde gebadet — und das tat not! Seine alten Kleider, Dolch und Lammfellmütze und die durchlöchernten Stiefel schaffte man behutsam auf den Speicher. Dann bekam er neue Wäsche, Hausschuhe und einen abgelegten Anzug von mir, der ihm, wie es immer bei Bettlern der Fall ist, wie angemessen paßte. Als er zu Tische kam, gewaschen, rein und frisch, da schien er derartig zerknirscht und glücklich, glänzte förmlich vor Dankbarkeit, daß auch ich gerührt und freudig war. Sein Aussehen war gänzlich unverändert. Solche Gesichter sieht man häufig bei 12jährigen Jungen am

nicht leben", schrie er mir ins Gesicht. „Ich kann nicht leben in eurem verfluchten Herrenhaus! Zum Ekel ist mir so ein ruhiges Leben, das Gewissen schlägt mir dabei! . . . Wie Ihr es nur aushalten könnt!“ — „Das heißt also — willst du sagen —“ unterbrach ich ihn, „du kannst ohne Brantwein nicht mehr leben!“ — „Auch so, wenn Ihr wollt; ich will einfach fort zu meinen Brüdern und Freunden, den Bettlern . . . weg von eurer adeligen, wohlgezogenen, widerwärtigen Art.“ Schon wollte ich ihn an seine Schwüre erinnern, aber der verzerrte Ausdruck seines Gesichtes, seine abgerissenen Reden, das fieberhafte Zucken aller seiner Glieder war so schrecklich, daß ich, je schneller, desto lieber, mich von ihm trennte. Auf meinen Befehl brachte man ihm sein Gewand und spannte die Pferde an den Wagen. Dann nahm ich aus dem Schrank einen 25 Rubelschein und legte ihn auf den Tisch. Mischa hatte mit seinen Drohungen gegen mich schon ernst machen wollen, plötzlich aber veränderte er sich, er seufzte auf, schlug an seine Brust und vergoß bittere Tränen.

„Onkelchen, Engel! Ich bin ein verlorener Mensch, hab' Dank, Dank!“ Dann war er draußen. Eine Stunde später saß er, angehen mit dem Tischerlekt, im Wagen, wieder rosig und lustig, und als die Pferde anzogen, wieherte er förmlich vor Freude, riß die Lammfellmütze vom Kopf, winkte und grüßte mehrfach mit tiefer Verbeugung. Nochmals umarmte er mich und stotterte: „Böhläter, mein Böhläter! Mich rettet niemand!“ Selbst zu den Damen war er gelaufen, hatte ihnen die Hände geküßt, war in die Knie gesunken und hatte sie um Gottes Willen um Vergebung angefleht. Kathia traf ich nachher in Tränen an. Der Kutscher, der Mischa gefahren, erzählte, daß dieser schon bei der nächsten Straßentneipe hängen geblieben sei, wo er dann alle ohne Unterschied freihiet, bis keiner mehr bei Besinnung war.

Von da ab traf ich Mischa nie mehr; indessen erfuhr ich sein weiteres Schicksal und Ende auf folgende Art:

Es waren drei Jahre verflossen und ich befand mich wieder auf meinem Landgut. Da tritt plötzlich ein Diener ein und berichtet mir, eine Frau Poltew wolle mich sprechen. Eine Dame dieses Namens war mir unbekannt; auch fiel mir auf, daß der Diener fortastisch lächelte. Auf meinen fragenden Blick erklärte er, es handele sich um eine junge, einfach gekleidete Frau, die ihren Bauernwagen selbst hertuschiert habe. Ich hieß ihn, Frau Poltew ins Zimmer zu bitten.

Eine Frau von etwa 25 Jahren, nach Bauernart das Kopftuch geschlungen, trat herein. Ein einfaches, rundliches, nicht unangenehmes Gesicht. Der Blick traurig und verdüstert, die Bewegungen durch Scheu gehemmt. „Sie sind Frau Poltew?“ fragte ich. „Nehmen Sie Platz.“ — „Ja“, sagte sie; setzte sich aber nicht. Ich bin die Witwe Ihres Neffen, Michael Andrejtsch Poltew.“ — „Ist er tot?“ Schon lange? So setzen Sie sich doch, ich bitte sie.“ Sie ließ sich auf einen Stuhl nieder. „Mehr als zwei Monate.“ — „Ja, wann haben Sie ihn geheiratet?“ — „Ich lebte ein Jahr mit ihm.“ — „Woher kommen Sie?“ — „Ich bin bei Lula daheim. Das Dorf heißt Snamenskoe — Muschkowo, vielleicht kennen Sie es, mit Verlaub. Bin die Tochter des dortigen Küsters. Ein Jahr lebte ich dort mit Michael Andrejtsch. Er hat sich bei meinem Väterchen niedergelassen. Ein Jahr lebten wir dort zusammen.“ Die junge Frau sprach mit zitterndem Munde. Die Tränen wollten ihr kommen, aber sie hielt die Hand vor den Mund und hustete etwas. „Michael Andrejtsch sagte mir vor

seinem Ableben, ich solle unbedingt zu Ihnen fahren. Fahre hin und danke ihm für alle seine Güte, und dieses Ding da soll ich Ihnen bringen (sie holte aus ihrer Tasche eine Papierrolle), das er immer bei sich trug. Wenn es Ihnen recht wäre, dies als Andenken zu nehmen, möchten Sie es nicht verschmähen. Anders kann ich mich nicht erkenntlich zeigen, sagte er . . . In der Rolle befand sich ein silbernes Schälchen mit dem Monogramm der Mutter Mischas. Ich hatte dieses Täschchen oft in seinen Händen gesehen und einmal sprach er von einem armen Kerl, daß er ganz abgebrannt sei, da er weder „Schälchen, noch Lämpchen“ habe. „Ich aber“, sagte er, „habe wenigstens dieses da.“ Ich dankte und nahm die kleine Schale an mich und fragte: „An welcher Krankheit ist Mischa gestorben? Wahrscheinlich . . .“ Doch biß ich mir auf die Zunge. Die junge Frau aber hob den Kopf — sie hatte mich wohl verstanden, lächelte wehmütig und sagte: „Ach nein, das hat er ganz bleiben lassen, seit er mich kennen lernte. Doch seine Gesundheit! Die war schon gänzlich dahin. Wie er das Trinken ließ, kam die Krankheit zum Durchbruch. Er wurde

Russische Religiosität

Durch die russische Frömmigkeit geht ein eigenartiger Riß. Einem ausgeprägten Hang zur Innerlichkeit und zur Mystik steht eine formelhafte Neugierlichkeit schroff gegenüber. Die katholische Kirche weiß Äußeres und Inneres meisterlich zu einen: der kirchlichen Feier entspricht jeweils auch eine weltliche. Beim Russen aber klappt irgendwie eine Spaltung.

Die beiden bekanntesten Erscheinungen des russischen religiösen Lebens sind die Verehrung der Heiligenbilder und das Mönchtum. Gerade diese beiden zeigen sehr klar die Gegensätzlichkeit.

Jedes Haus gläubiger Russen hatte ehemals sein Heiligenbild. Davor brannte oft Tag und Nacht das Dellämpchen. Vor dem Heiligenbild verrichtete man auch seine Andachtsübungen. Die Verehrung öffentlicher Ikonen (vom griechischen ikon = das Bild) in Kirchen oder Klöstern erreichte ein ganz anderes Ausmaß als etwa in manchen katholischen Gegenden Westeuropas. Das mit Goldplättchen und reichen Verzierungen geschmückte Heiligenbild war alles; die eigentliche innere Frömmigkeit dagegen gleich Null.

Die unglaublich starke Ausprägung des russischen Mönchswesens beweist, daß dieser Erdhaftigkeit ein eigenartiger mystischer Strom entgegenläuft. Zu allen Zeiten schwebte dem Russen das Ideal vollkommener Askese, völliger Loslösung vom Geist dieser Erde vor. Das weite russische Land ist überfüllt mit Klöstern. Die höhere Geistlichkeit in der orthodoxen Kirche ging ausschließlich aus den Mönchen hervor. Die Verehrung, die dem Mönch vonseiten des Volkes gezollt wurde, war außerordentlich: Stets hatte die einseitige Betonung irgendeines Extremes für den Russen einen besonderen Reiz. Man betrachte in dieser Hinsicht nur, welche gewaltigen Einfluß die asketische Auffassung des Christentums auf große russische Dichter, etwa Tolstoi und Gogol, ausgeübt hat! Gerade Gogol litt sein Leben lang unter dem

Zwiespalt: ganz der Erde oder ganz dem Himmel zu gehören. Von seinem Beichtvater gedrängt verbrannte er gegen Ende seines Lebens das Manuskript des zweiten Teiles seines unvergänglichen Werkes „Tote Seelen“. — Wenn nun auch die gegenwärtige Generation in den größeren Städten unter dem bolschewistischen Regiment religionslos heranwächst, so besteht doch kaum ein Zweifel, daß eine im Volk so tief verwurzelte Religiosität wie die russische sich nicht so ohne weiteres durch die Verderberarbeit der Menschen weniger Jahre — und wäre es in einer Zeit von zehn und zwanzig Jahren! — ausrotten läßt.

Wie fremdartig, oft völlig unverständlich für westeuropäisches Empfinden allerdings die russische Frömmigkeit ist, zeigt sehr deutlich eine ihrer seltsamsten Blüten: das sogenannte Gottesnarrenum. Unglaublich, welche Bedeutung es im russischen religiösen Volksleben besaß. Irgend ein Bauer, zu faul um zu arbeiten, gibt sich als Heiligen aus, säuft läbelweise Tee, den ihm die frommen Bauernweiber gerne reichen, solange bis er schwitzt, und behauptet dann, im Schwitzen — nicht prophezeien zu können; er schwitzt aber immer, wenn Leute da sind! Für diese seine Weisheit erhält er dann eine Masse Kupfermünzen. Einer der am weitesten bekannten Gottesnarren hieß Banjuscha Kuwytok, also „Hans Purzelbaum“, und trug seinen Namen, weil er sich im allgemeinen nur durch Radschlagen fortzubewegen pflegte. Man hat recht zu sagen, diese „Gottesnarren“ seien, soweit sie nicht überhaupt schwindelten, seelische Abnormitäten.



Die erste Raphaela-Tagung in Hamburg
Besuch an Bord des Dampfers „Deutschland“ der Hamburg-Amerika-Linie — In der Mitte: Bischof Dr. Wirth, Berning von Dénabrid — Rechts: Generaldirektor Dr. Runo von der Hapag, Generalkonsul Rößling, Prälat Dr. Krensh, Graf Galen — Links vom Bischof: Frau Runo, Frau Breuer, Frau Rößling, Kapitän Schwammberger von der „Deutschland“, Msgr. Dr. Straubinger, Caritasverband Stuttgart

ganz geküßt, wollte überall meinem Vater helfen in der Wirtschaft, im Gemüsegarten oder sonstwo, ganz gleich. Auch schriftlich wollte er arbeiten. Er konnte darin, wie Sie wissen, etwas: aber die Hand zitterte, er konnte die Feder nicht mehr halten. Immer machte er sich Vorhalte; bin ein richtiges Mutterjöhnchen, tat niemanden je Gutes, half nirgends und arbeitete nichts. Darüber machte er sich bittere Vorwürfe . . . Unser Volk, sagte er, arbeitet, aber wir, was tun wir . . . ?

Ach, Nikolaj Nikolajtsch, er war ein braver Mensch und liebte mich und ich . . . verzeiht . . .“ Nun brach sie in Tränen aus und ich fand keinen Rat, sie zu trösten. „Habt Ihr ein Kleines?“ fragte ich endlich. Sie schluchzte auf.

„Nein, keines, und wie sollte auch! — Mischa!“
Und hemmungstos flossen ihre Tränen.

„So also wickelte sich Mischas Irr- und Leidensweg ab“, beendete der alte P. seine Erzählung. „Ich denke, Sie geben mir darin völlig recht, daß ich ihn einen bodenlosen Kerl nennen mußte, und Sie geben auch zu, daß er mit denen von heute keine Ähnlichkeit hat. Indessen verwandte Züge könnte man finden. Dort und hier der Durst nach Selbstvernichtung, der Kummer und die Unzufriedenheit. Woher das alles kommt, das zu beurteilen überlasse ich — dem Philosophen.“

DER MAROKKO-KRIEG



Maschinengewehr-Vorposten bei Ain Aïga;
Hart am Feind

Fotothek



Ministerpräsident Painlevé an der Front — Begrüßung der Offiziere

Wipro



Französisch-Spanischer Kriegsrat — Aushungerung der Rifleute beschlossen?
1) Perez Chao, 2) Generalleutnant Mr. Seguy, 3) Generalleutnant Magiea,
4) Der französische Gesandte in Madrid, 5) Ein spanischer General Frankl



Lagerleben der französischen Senegalesen

Fotothek



Fotothek

Bei den Fremdenlegionären



Marokkanischer Generalangriff nach der Erntearbeit? Transatlantic



Überall Abrüstung!
Das amerikanische U.-Boot „V 3“
Sennecke läuft vom Stapel



Links: Der chinesische General S. L. Hsu (Gouverneur der Mongolei) befindet sich auf einer Studien- und Informationsweltreise und weist augenblicklich in Deutschland - Rechts: Ministerpräsident a. D. Adam Stegerwald, Dr. h. c. der Universität Bonn



Der Bischof von Basel Josef Ambühl wurde am 29. April Inthronisiert D



Der neue Mainzer Generalmusikdirektor
P. Dreifach Atlantic



Hervorragende Berliner Sportfreunde
Von links nach rechts: Sportleiter S. Neukirch, Oberst Raupisch, Oberbürgermeister Böß, Oberpostdirektor Pfleger Sennecke



Gubela auf Mabeo, Gewinner der deutsch-dänischen Fernfahrt Sennecke



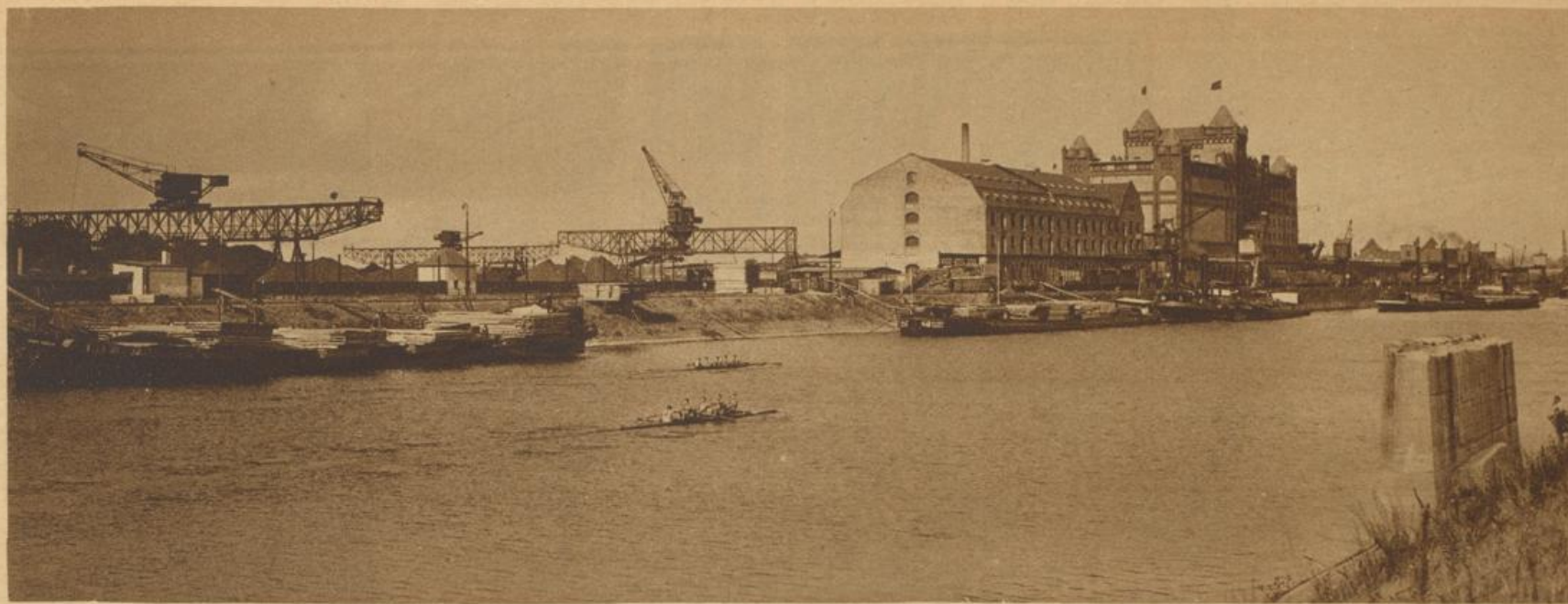
Leichtathletische Europameisterschaften
Peteresen-Dänemark mit 3,70 m Sieger im Stabhochsprung
Sennecke



Einen neuen Fernseher will Herr Aug. Bock-Sabebusch erfunden haben - Anlässlich der kürzlichen sensationellen Berichte über einen Fernseher eines gewissen Herrn Michalyl hat unsere Schriftleitung Erkundigungen eingezogen, die ergaben, daß es sich hier nur um bisher erfolglose Versuche handelte; ähnlich bleibt hier erst Näheres abzuwarten



Leichtathletische Europameisterschaften
Tomasi-Italien, Sieger mit 6,92 m im Weisprung
Sennecke



Das Mittelbeden des Hafens

Vom Karlsruher Rheinhafen

Von Generalkonsul Menzinger, Karlsruhe

Vorbemerkung der Schriftleitung: Rheinabwärts machen wir in Karlsruhe Halt. Nicht landschaftliche Schönheit (obwohl der Altrhein viel „unbekannte Schönheit“ bietet), sondern wirtschaftliche Bedeutung gibt Veranlassung, in der Reihe unserer Rheinartikel Karlsruhe als Hafenstadt zu würdigen.

Der Karlsruher Rheinhafen verdankt seine Anlage dem Unternehmungsgeiste der badischen Landeshauptstadt. Er wurde um die Jahrhundertwende gebaut und ist im Jahre 1901 in Betrieb genommen worden. Die ursprünglich vorgesehenen zwei Hafenbeden waren in überraschend kurzer Zeit besiedelt, so daß sie vermehrt werden mußten: 1911 durch ein drittes und 1916 durch ein viertes Hafenbeden. Der Weltkrieg hat die weitere bauliche Entwicklung naturgemäß verzögert, in nächster Zeit wird aber das schon 1919 beschlossene größte, fünfte Hafenbeden begonnen werden. — Die Zahl der Umschlagsrichtungen, Kranen, Verladebrücken, Elevatoren usw. ist von 6 im Jahre 1901 auf 28 im Jahre 1925 gestiegen. Weitere Anlagen sind in Ausführung und wieder andere bestimmt in Aussicht genommen. Die bereits vorhandenen Anlagen sind zum geringeren Teil in städtischem Besitz, zum größeren Teil Eigentum privatwirtschaftlicher Unternehmen. Ebenso verhält es sich mit den zahlreichen Hochbauten im Hafengebiet, von denen neben Verwaltungsgebäuden 3 große Werkshallen und 1 Getreidelagerhaus für 120 000 Säcke Schwerfrucht der Stadtgemeinde gehören. — Die zum Umschlags- und zum Gewerbebetrieb im Hafengebiet verwendeten maschinellen Anlagen werden in der Hauptsache elektrisch angetrieben. Die erforderliche elektrische Kraft wird im wesentlichen von einem städtischen Elektrizitätswerk geliefert, das am Hafeneingang errichtet ist und mit dem staatlichen Murgkraftwerk in Betriebsgemeinschaft steht. Der Verkehr des Karlsruher Rheinhafens, der sowohl dem Handel wie der Industrie und der Expedition dient, hat sich in unvorhergesehenem Maße entwickelt. Von 134 372 Tonnen im Jahre 1901 ist er auf 1 483 607 Tonnen im Jahre 1913 angewachsen. — Während des Krieges hielt er sich auf einer durchschnittlichen Höhe von 1 234 929 Tonnen. In der Nachkriegszeit, besonders während des Rhein- und Ruhrkampfes im Jahre 1923, ging der Verkehr unter dem Druck der politischen Behinderungen stark zurück, hat aber nach der Befreiung von den härtesten Fesseln im Jahre 1924 bereits wieder 1 148 588 Tonnen erreicht. Der Betrieb des Karlsruher Rheinhafens wird unter Aufsicht des Stadtrats sowie der staatlichen Wasserbehörden vom städtischen Hafenamts geleitet. Den Eisenbahnbetrieb im Rheinhafengebiet besorgt auf eigene Rechnung die Reichsbahngesellschaft. Zu zoll- und steueramtlichen Abfertigungen hat die Reichszollverwaltung im Rheinhafengebiet ein besonderes Zollamt eingerichtet. Zur Verkehrsbedienung haben sich am Karlsruher Rheinhafen bedeutende Schiffs- und Expeditionsfirmen niedergelassen, die teils mit Güterbooten, teils mit Schleppflößen die Beförderung der Güter besorgen. — Für die Beschäftigung der ausgedehnten Anlagen steht in den Sommermonaten ein hübsches, städtisches Motorboot zu mäßigen Gebühren zur Verfügung, das fleißig benützt wird seit im Mai 1925 die letzten französischen Kontrollposten aus dem Hafengebiet zurückgezogen worden sind. — Der Betrieb des Hafens, der vor dem Krieg bemerkenswerte Ueberschüsse ergab, hat in den letzten Jahren wie viele andere wirtschaftlichen Unternehmungen beträchtliche Zuschüsse gefordert, von denen aber zu hoffen ist, daß sie nur eine vorübergehende Erscheinung sind.



Einer der großen Verladeträne



Der schöne Altrhein



Beim Strandbad Rappentwörth

Photos von E. Vob, Karlsruhe

Die Alexianer in Chicago

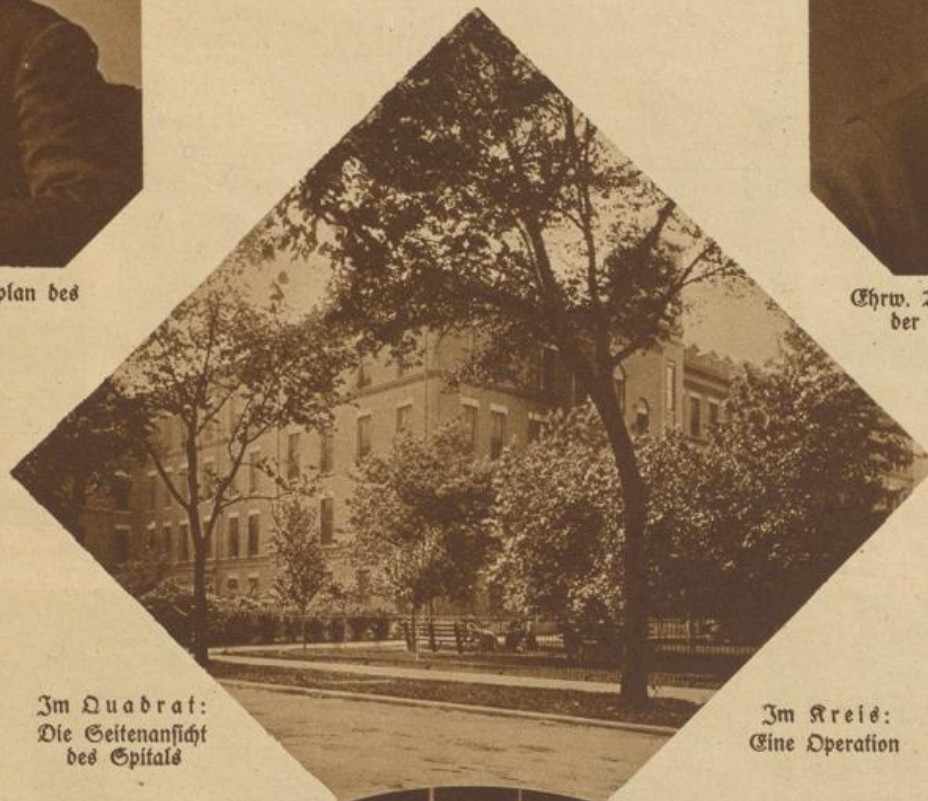


P. Hubert Selterle (aus Baden), Kaplan des Alexianerhospitals in Chicago

Im Dezember des Jahres 1865 entsandte das Mutterhaus dieses Ordens den ehrw. Bruder Bonaventura Thelen nach Amerika, hier des Amtes eines Rundschafters im Felde der Caritas zu walten. Nach einer abenteuerlichen Seereise, gelegentlich welcher er zwar weder Lebens- noch Leibes-schaden, wohl aber den Verlust seiner Habseligkeiten, darunter seiner Legitimations-



Ehrw. Bruder Ignatius Schneider, Provinzial der Alexianer-Genossenschaft in Amerika

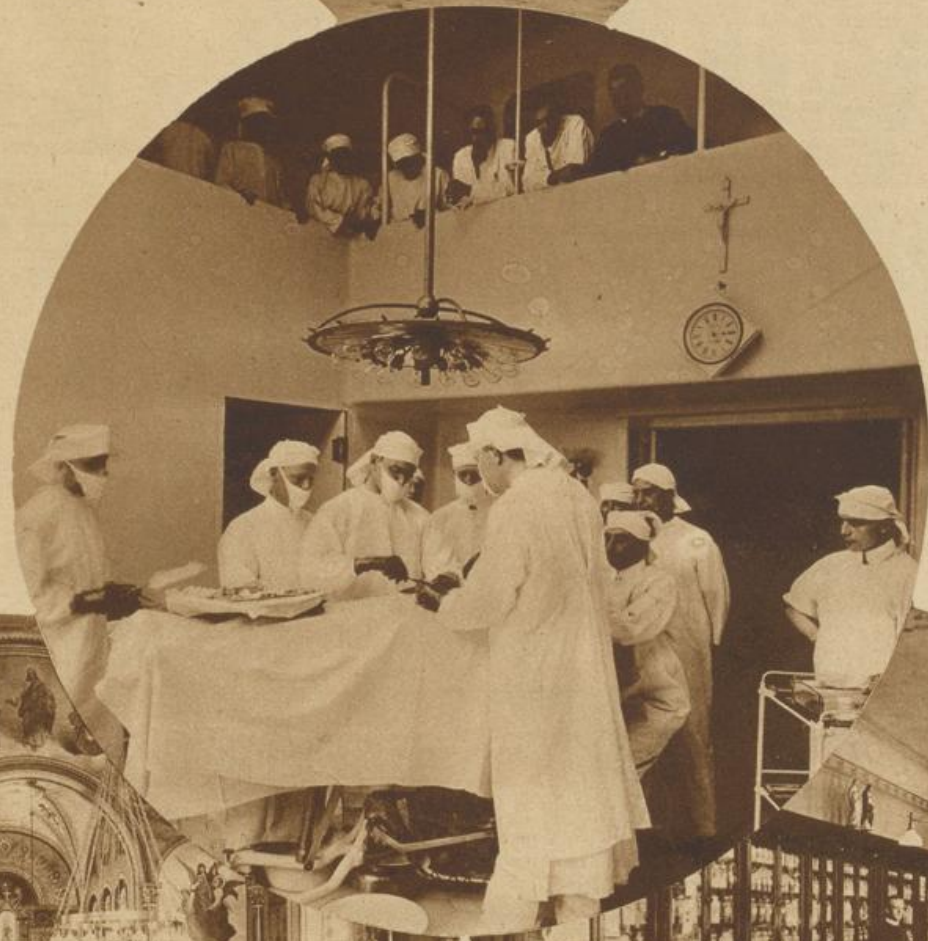


Im Quadrat:
Die Seitenansicht
des Spitals

urkunden erlitt, stand er, verdächtigt als Schwindler, auf amerikanischem Boden. Im Verlaufe bemessener Zeit erhielt er durch den Erzbischof von Köln die notwendig bedingten und heiß ersehnten Ausweisdokumente. — Nach kurzer Umschau versicherte er sich in Chicago, als aufblühende Stadt, das richtige Wirkungsfeld gefunden zu haben. Am 31. März 1866 stellte der damalige Bischof von Chicago, James Duggan die Gründungsurkunde für die Kommunität aus. Im Jahre 1867 kam Zuwachs aus Aachen und der Entschluß eines Hospitalbaues wurde zur vollendeten Tatsache. Der hochwürdigste Bischof überwies dem Bruder einen Bauplatz auf Diözesan-Eigentum. Dort entstand das erste Alexianerbrüder-Hospital von primitivem Bau, welches sich den Anforderungen an Räumlichkeiten in sehr kurzer Zeit unzulänglich erwies. Daraufhin erwarben die Brüder einen größeren Bauplatz zwischen Nord-Franklin und Market-Strasse nahe der großen Verkehrsstrasse Nord-Avenue. Im Herbst J. 1867 wurde der Grundstein des neuen Hospitals gelegt und dieses nach Verlauf eines Jahres vollendet. Nach kaum dreijährigem Bestehen fiel auch dieser Bau der Stadt-Brandkatastrophe zum Opfer. Feuer-Versicherungs-Sachverständige schätzten den Verlust der Genossenschaft zu 100 000 Dollar ein. Trotz herrschender Finanznot erschwang rastloses Wirken seitens der

erstem die Möglichkeit zur Aufführung eines noch bedeutend größeren Hospitalbaus, welcher gleichzeitig das Mutterhaus für Amerika wurde. Das Wachstum der Stadt, welches in der Geschichte Amerikas ihres Gleichen nicht aufweist, brachte den Bau der Hochbahnen, welcher auch den Besitz der Genossenschaft in Mitleidenschaft zog, wodurch derselbe dem Enteignungsverfahren preisgegeben war. Diesen Umständen Folge gebend, erwarb sie einen Komplex an der Kreuzung von Belvidere- und Racine-Avenues, auf welchem ein Hospital, eine Baufläche 307x236 Fuß bedeckend, entstand, zu welchem am 4. Oktober 1896 der Baustein gelegt wurde. Im Jahre 1898 bereits stand das Hospital zur Aufnahme von Patienten fertig da. Dasselbe verfügt über 15 große Krankensäle, außerdem über Zimmer verschiedenster Größe, mit insgesamt 300 Betten. Es ist ausgestattet mit allem in allem, den höchsten Ansprüchen des Arztesstabes gerecht werdend. Es genießt den Vorteil des Bestehens von Mineralbädern, welcher andern Krankenhäusern vorenthalten. Das General-Mutterhaus mit der Residenz des jeweiligen General-Rektors (gegenwärtiger G.-Rektor ist P. Alexius Jansen von Chicago) befindet sich schon seit dem 14. Jahrhundert in der alten Kaiserstadt Aachen. E. S. Sch.

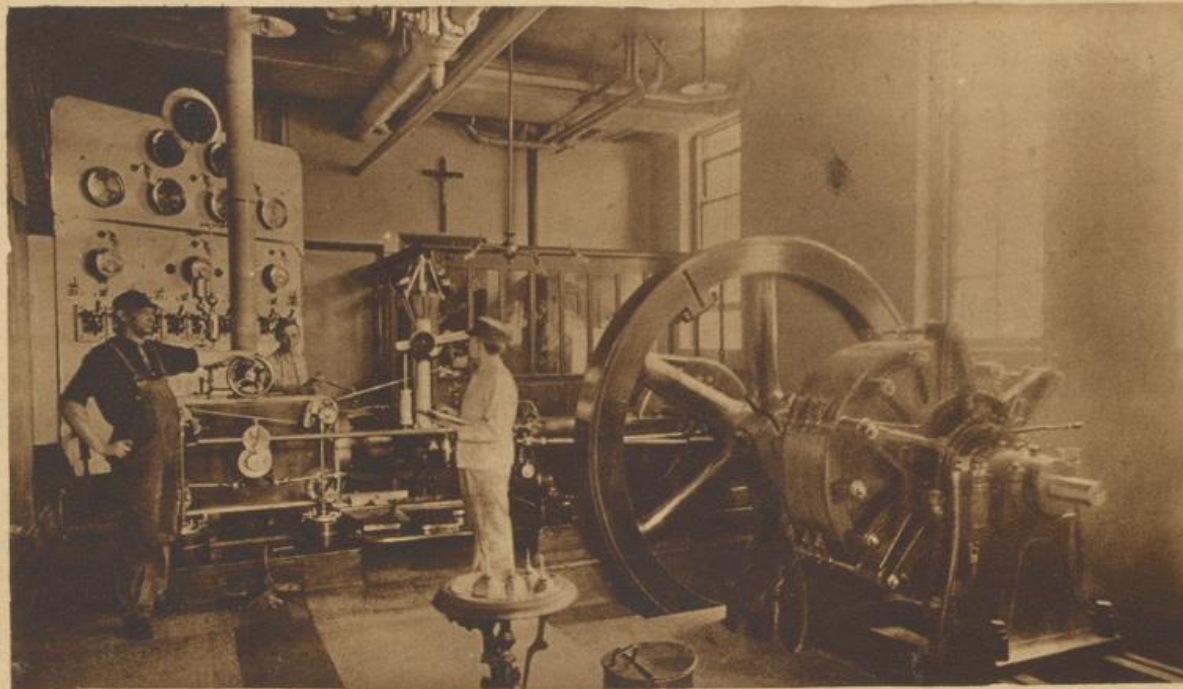
Im Kreis:
Eine Operation



Die Kapelle des Hospitals



Die Apotheke



Links: Die Kraftstation des Hospitals - Rechts: Die Seele des Ganzen, Rektor Ephrem Schrad; alle Arbeit steht im Zeichen des Kreuzes und der christlichen Nächstenliebe



Die Hauptküche

Das Laboratorium

Umstell-Aufgabe

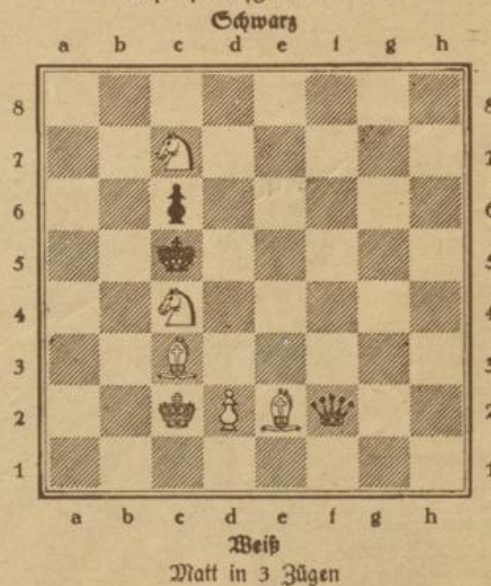
beste	tmani	rivelt	ndica
thier	wiema	ernte	njene
lltfo	uffaa	W. R.	

Vorstehende Buchstabengruppen sind zu einem bekannten Spruch umzustellen

Bilder-Rätsel



Schach-Aufgabe Nr. 6



Die Auflösungen folgen in nächster Nummer

Rätsel

Ich bin ein nutzlos kleines Ding,
Der Menschheit oft ein Graus, -
Trennst du den Kopf vom Rumpfe mir,
Bleibt nichts - dann ist es aus. R. G.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 5

Weiß	Schwarz
A) 1. S d 3-c 5	1. K f 6-e 5
2. K a 7-b 6	2. K e 5-f 6 (f 4)
3. S c 5-d 7 (d 3) ††	
B) 1.	1.
2.	2. K e 5-d 4 (d 6)
3. S g 5-f 3 (f 7) ††	

Auflösung des Arithmoglyph:

Pein - Alpen - Ulan - Lupe - Leine - Reife
Inn - Ge - Klink - Entel = Paul Linde.

Auflösung des Silben-Rätsels:

1. Ehrenpreis - Spalato - 2. Inbercargill - 4.
Rebowa - 5. Regenbogen - 6. Toggenburg - 7.
Dise - 8. Edgar - 9. Ramses - 10. Moldawit - 11.
Ecuador - 12. Ninive - 13. Sandstieb 14. Childebert
„Es irrt der Mensch, so lang' er strebt“
Goethe.